Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 378. **Mittwoch** den 26. Juli 1893. 87. Jahrgang.

Deutschland und der französisch-siamesische Streitfall.

N. L. C. Ein freisinniges Berliner Blatt läßt sich aus London berichten, daß man dort das Verhalten Deutschlands gegenüber dem französisch-siamesischen Streitfall mit Spannung verfolge. Das erwähnte Blatt glaubt den wißbegierigen Engländern folgende Aufklärung geben zu dürfen: „Die Haltung Deutschlands ist von selbst gegeben. Wir werden uns freuen, wenn Frankreich sich im Hinterland von Siam nach Herzenslust festlegt; je größer die Schwierigkeiten sind, denen die Franzosen voraussichtlich auf Jahre hinaus dort begegnen werden, desto besser für uns! Eben deshalb haben wir auch, bei aller uns angeborenen Freundschaft für unseren Vetter John Bull nichts dagegen, wenn die französisch-britische Rivalität in Ostasien recht scharf in die Erscheinung treten sollte. Wir wünschen dies sogar, denn nur Deutschland kann alsdann der tertius gaudens sein. Daß wir den Engländern auch nur die winzigste Kastanie aus dem Feuer holen sollten, ist natürlich ausgeschlossen. Wir lassen die Dinge ihren Lauf nehmen und kümmern uns um nichts.“ Wenn gleichsam im Namen der öffentlichen Meinung Deutschlands derartige Erklärungen erfolgen, erscheint es angebracht, ihnen auch einige einschränkende Bemerkungen mit auf den Weg zu geben. Man ist im Auslande, und namentlich in Frankreich, nur allzu geneigt, aus einem einzelnen schiefen Worte eines einzelnen Blattes Folgerungen zu ziehen, als ob die Gedankenrichtung der gesammten politischen Kreise Deutschlands dafür verantwortlich gemacht werden dürfte. Die Bedeutung des Blattes, auf dessen Aeußerung zurückgegriffen wird, fällt bei den Franzosen in solchen Fällen nicht einmal ins Gewicht. Diesmal handelt es sich aber um das Urtheil eines, in weiteren Kreisen und auch im Auslande dem Namen nach wohl gekannten Blattes. Um so mehr scheint es geboten, rechtzeitig sich dagegen zu verwahren, daß in den oben angeführten Sätzen eine übereinstimmende Auffassung der deutschen politischen Kreise niedergelegt sei.

Daß wir in Deutschland uns ohne Besinnen und Nachdenken blindlings freuten, wenn Frankreich sich im Hinterland von Siam nach Herzenslust festlegt, trifft durchaus nicht zu. Richtig ist nur, daß wir vom Standpunct unserer auswärtigen Politik aus diesem ganzen Streitfall völlig uninteressirt gegenüber stehen können, so bald uns die Gewißheit gegeben ist, daß den deutschen Verkehrs- und Handels-Interessen derselbe, den Ausländern entsprechende Schutz gewährt wird wie allen anderen uninteressirten Staaten. Vom Standpunct der abendländischen Civilisation könnten wir allenfalls Befriedigung empfinden, wenn Frankreich oder England oder eine andere europäische Culturmacht im Begriffe wäre, friedliche Eroberungen in jenen unerschlossenen ostasiatischen Gebieten zu machen. Aber danach sieht der gegenwärtige Streitfall ganz und gar nicht aus; eher nach dem Gegentheil, und zwar aus dem für uns sehr bedauerlichen Grunde, weil im Angesicht eines uncivilisirten Landes von einem Träger abendländischer Cultur der Boden des strengen und klaren Rechtes verlassen worden ist. Sonst wäre es ja undenkbar, daß ein so scharfer Gegensatz zwischen England und Frankreich dabei in die Erscheinung träte. Also auch darüber vermögen wir beim besten Willen keine Freude zu empfinden, geschweige denn, daß wir einsähen, wie wir in diesem Falle der tertius gaudens sein oder werden könnten.

Ob England oder Frankreich in dem Streit um die Vorherrschaft in Siam siegreich bleibt: weder die eine noch die andere Macht dürfte geneigt sein, demnächst die concurrirenden Interessen eines Dritten in der ostasiatischen Sphäre besonders zu begünstigen. Der Gedanke aber, daß die Beziehungen der europäischen Großmächte unter einander in der Folge eine Umwandlung erfahren könnten, die jedenfalls unserem Friedensbedürfniß zu statten käme, ist außerordentlich schwach begründet. Die französische Geschichte enthält ganz andere Lehren. Der corsische Eroberer hatte das Abenteuer in Egypten bestanden, ehe er den Continent mit seinen gewaltigen Machtplänen erschütterte. Napoleon III. glaubte den mexikanischen Mißerfolg auf dem Wege nach Berlin wieder wett machen zu können, und als Ferry die Unternehmung in Tonkin begann, waren sehr beachtenswerthe Stimmen dahin laut geworden, daß er wiederum nach berühmten Mustern die kriegerischen Neigungen Frankreichs wachrufen und — entwickeln wolle. Seine opportunistischen Freunde stützten ihn, weil sie das Vertrauen hatten, daß auf diese Weise das französische Ruhmbedürfniß zum letzten Ziele, zur Befriedigung des Revanche-Gedankens geführt werden könnte. Die Radicalen bekämpften ihn hauptsächlich deshalb, weil sie den eingeschlagenen Weg zum letzten, gemeinsam erstrebten Ziele für den verkehrten hielten.

Ein erheblicher Unterschied zwischen dem, was Ferry vor acht Jahren und dem, was die gegenwärtige Regierung Frankreichs jetzt unternommen, ist vorläufig noch keineswegs zu erkennen. Wird doch allgemein die Vermuthung getheilt, daß es sich in erster Linie darum handle, die Franzosen für die bevorstehenden Wahlen mit dem unumgänglich nöthigen vaterländischen Ehrgeiz zu erfüllen. Wenn dies aber die Absicht ist, haben wir in Deutschland weder Ursache zu heimlicher Freude, noch viel weniger wollen wir durch unüberlegtes Dreinreden für die französische Wahlbewegung Stoff liefern, mit dem sich der vaterländische Ehrgeiz der Franzosen direct auf uns ablenken läßt.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 26. Juli.

Die Hetzereien der Socialdemokratie gegen unsere militairischen Einrichtungen übersteigen nachgerade jedes Maß. Vor einigen Wochen wurden die bayerischen Militairbehörden beschuldigt, den Typhus im bayerischen Leibregiment hervorgerufen zu haben, indem sie den Mannschaften schlechte und nicht genügende Nahrung gereicht hätten. In dem bayerischen Regiment sollte nicht der Unterleibstyphus, sondern der Hungertyphus herrschen. Die bayerische Militairverwaltung hat sich die Mühe gegeben, diese Behauptung umgehend zu widerlegen, jetzt taucht dieselbe Behauptung in Bezug auf die Erkrankung zahlreicher sächsischer Soldaten an Typhus wiederum auf. Als Ursache der Krankheit wird, wie wir schon im heutigen Morgenblatte mitgetheilt haben, seitens der socialdemokratischen Presse die schlechte Kost, zum Theil verdorbener Proviant, angegeben. Auch eine ordentliche Verpflegung der Reconvalescenten finde nicht statt. Die Anklage — so führt heute ein preußisches Blatt, die „Berl. Börsen-Ztg.“, aus — ist eine so gehässige und zeugt von solch gemeiner Gesinnung, daß jeder einigermaßen denkfähige Mensch das Haltlose der Anklage ohne Weiteres erkennen wird, aber auf den gewöhnlichen Mann wird die Anklage ihre Wirkung nicht verfehlen, und um deswillen sollte man seitens der militairischen Behörden entweder auf eine officielle Berichtigung dringen oder wegen Beleidigung oder Verleumdung der Militairbehörden klagbar werden. Denn es kann kaum eine schwerere Verleumdung und Beleidigung geben, als diese Behauptung. Der Abgeordnete Ahlwardt hatte die Militairverwaltung nur beschuldigt, zum Theil schlechte Gewehre geliefert zu haben, wodurch der Armee nur indirect ein Schaden entstehen konnte, und doch hielt man es mit Recht für nothwendig, gegen den Verleumder mit den schärfsten Mitteln vorzugehen. Wieviel mehr ist das geboten, wo es sich um eine Verleumdung, wie die vorhin charakterisirte socialdemokratische, handelt. Rücksichtslos sollte man gegen solche Falschmünzer der öffentlichen Meinung vorgehen.

Bekanntlich soll auf Veranlassung privater Kreise zu **Antwerpen** im Jahre 1894 eine internationale Ausstellung für Erzeugnisse der Industrie, Kunst und Wissenschaft stattfinden. Die betreffenden Kreise sind dabei von der Voraussetzung ausgegangen, daß die von Chicago zurückkommenden Gegenstände sich ohne große Mühe nach Antwerpen würden überführen lassen. Die belgische Regierung, die einen Commissar in das Antwerpener Ausstellungs-Comité entsandt hat, hat nunmehr an Deutschland eine Aufforderung zur Theilnahme an dieser Ausstellung gerichtet. Ehe jedoch ein Entschluß in der Angelegenheit gefaßt wird, sollen die verschiedenen wirthschaftlichen Vereinigungen zur Abgabe von Urtheilen über die Stellung der betreffenden Industriezweige zur Antwerpener Ausstellung aufgefordert werden. Dem Vernehmen nach hat der preußische Handelsminister mit solchen Aufforderungen bereits begonnen. Wir unsererseits können uns keinen rechten Vers aus der Zweckmäßigkeit oder gar Nothwendigkeit einer Antwerpener Ausstellung machen. Auch möchten wir bezweifeln, daß die Stadt Antwerpen auf ihre Kosten kommen werde.

Mit großer Stimmenmehrheit hat die Commission des **belgischen** Senats ein — man könnte fast sagen drakonisches Gesetz zur Verhütung des Duells angenommen. Die vom Senator Baron de Cuvinot beantragte Vorlage, deren Annahme auch in der Kammer für sicher gilt, geht gegen die Duellanten selbst und die übrigen an einem Zweikampfe Betheiligten mit einer bis jetzt noch nicht dagewesenen Strenge vor. Sie spricht im Falle eines Duells mit tödtlichem Ausgange für den überlebenden Duellanten die Todesstrafe wegen beabsichtigten Mordes aus, auch wenn bewiesen ist, daß der Duellant gar nicht zielte. Die Zeugen eines solchen Zweikampfes werden mit zehn- bis zwanzigjähriger Haft bedacht, so daß es den Duellanten in Zukunft recht schwer werden dürfte, Zeugen und Aerzte — Letztere sind den Zeugen gleichgestellt — zu finden. Ein besonderer Abschnitt des Gesetzes behandelt die Officiersduelle, und zwar in einer Weise, welche die Opposition des gesammten belgischen Officiercorps hervorruft. Bekanntlich tritt manchmal der Fall ein, daß der Regimentscommandeur ein Duell zwischen zwei Officieren direct anordnet, was natürlich nur in einem besonders schweren Falle vorkommt. Das neue Duellgesetz verfügt nun die Entlassung des Regimentscommandeurs, der ein Duell zwischen zwei Officieren angeordnet hat, ohne Pensionsanspruch und ohne Grad. Ueberdies bleibt er für die Folgen des Duells dem Strafgerichte verantwortlich. Die dem Officiercorps angehörigen Duellanten werden gleichfalls strafweise entlassen und überdies strafgerichtlich abgeurtheilt.

Schon wiederholt haben wir darauf hingewiesen, wie der **Vatican** immer neue, für uns Deutsche allerdings nicht bedrohliche Proben seiner Franzosenfreundlichkeit ablegt. So war es schon unter dem Pontificat von Pius IX., so ist es noch mehr unter dem Pontificat Leo's XIII. der Fall. Als bezeichnend für diese franzosenfreundliche Politik Leo's XIII. verdient nunmehr auch hervorgehoben zu werden, daß der Papst die neulichen Eröffnungen der Pforte wegen Abschlusses eines Concordats für den gesammten Umfang des osmanischen Reiches mit sehr geringem Entgegenkommen aufgenommen hat; die Antwort soll derart mit ausweichenden Bemerkungen und Vorwänden versehen gewesen sein, daß sie thatsächlich einer Ablehnung gleich kommt. Der Grund dazu ist lediglich die Rücksicht auf das von Frankreich erstrebte Protectorat über den orientalischen Katholicismus, das allerdings bei den regelmäßigen Formen eines officiellen Concordats nicht wohl bestehen bleiben könnte; aber die Handlungsweise Leo's XIII. ist um so auffälliger, als gerade ihm bekanntlich sonst die officiellen Beziehungen zu den verschiedenen Staaten besonders am Herzen liegen und er für die Herstellung solcher Beziehungen schon mehrfach principielle Opfer gebracht hat. In derselben Tendenz ist es, wenn der Papst kürzlich die Anklagen gegen den Msgr. della Chiesa niedergeschlagen hat. Wie berichtet, hatte der „Diritto di Roma“ ein Schreiben jenes Prälaten veröffentlicht, durch das klerikale Blätter zu Angriffen auf die maltesischen Kapuziner in Tunis und auf den maltesischen Klerus überhaupt aufgefordert wurde; im ersten Verdrusse wollte Leo XIII. den schuldigen Prälaten aus dem Vatican verbannen; auf die Bitten des Cardinalstaatssecretairs Rampolla nahm er indeß jenen Beschluß zurück und berief mit Letzterem dafür die Mittel, weiteren derartigen Enthüllungen und Polemiken vorzubeugen. Bei dem Charakter der vaticanischen „kleinen“ Presse, wie sie besonders der streitbare Pius IX. systematisch großgezogen hat, wird es freilich nicht ganz leicht sein, derartige wirksame Mittel zu entdecken.

Begreiflicher Weise wendet sich die öffentliche Aufmerksamkeit in demselben Maße, in dem die Ausschußverhandlungen des **englischen** Unterhauses über Homerule an Interesse und Tragweite verlieren, der nächsten Instanz zu, vor der Gladstone sein „Befreiungswerk für Irland“ zu vertreten haben wird, dem Oberhause. Die Ablehnung der Vorlage durch die Lords kann keinem Zweifel unterliegen. Daß Gladstone durchaus nicht gewillt ist, alsbald nach dem ablehnenden Beschlusse des Oberhauses das Land anzurufen, ist ihm von unionistischer Seite als Feigheit gedeutet worden. Der große alte Mann wird der Opposition aber beweisen, daß diese Deutung vollständig verfehlt ist. Den Gefallen freilich wird er ihr nicht thun, die Wählerschaften anzurufen, ohne vorher seine Reformzusagen wenigstens theilweise eingelöst zu haben. Allein hierzu genügen wenige Monate, vielleicht nur Wochen, und dann wird es an der Zeit sein, die wahre Meinung des Landes über die Homerulevorlage zu erforschen und die Nation zu befragen, ob sie ihren Willen und ihre Ueberzeugungen den „Vorurtheilen und dem beschränkten Hochmuth“ der Lords unterzuordnen gesonnen ist. Die von Gladstone beabsichtigte Taktik kennzeichnet die nachstehende Drahtmeldung der „Voss. Ztg.“, der wir auch die vorstehende Auslassung entnehmen: „Den „Times“ zufolge verlautet in gut unterrichteten politischen Kreisen Englands, die Regierung beschäftige sich mit einem Plane, dessen Durchführung die Krisis rascher, als bisher erwartet worden ist, zum Ausbruche bringen würde. Darnach soll, wenn das Oberhaus die Homerule-Vorlage verwirft, der erste Theil der Tagung von 1894 dem Newcastler Programm gewidmet, alsdann die Homerule-Vorlage neuerdings im Oberhause eingebracht werden und erst nach ihrer etwaigen nochmaligen Verwerfung sofort die Anrufung des Landes erfolgen.“

Der **serbische** Finanzminister Dr. Vuitsch hat der Skupschtina einen Bericht über den Stand der Staatsfinanzen vorgelegt, wie ihn das Ministerium Dokitsch bei der Uebernahme der Regierung am 13. April d. J. angetroffen hat. Nach diesem Berichte beträgt die Gesammtsumme der schwebenden Schulden, deren Deckung unaufschiebbar

Feuilleton.

Ueber Klippen.

25] Roman von Caroline Deutsch.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Es heißt zwar, krauses Haar, krauser Sinn, aber bei Dir trifft das nicht zu, Herzchen. Es läuft so manches falsche Sprichwort unter, wie unter echter Münze oft ein falsches Stück. Doch wüßt Du nicht das Kindchen in die Wiege legen, Tereska? Es ist bald sieben Uhr und Zeit, daß es schläft.“

„Morgen wird er ein halbes Jahr alt, Marka, und morgen ist auch unser zweijähriger Hochzeitstag. O, Marka, ich habe gar nicht geglaubt, daß Menschenglück so groß, so unendlich sein kann!“ sagte Tereska mit leuchtenden Augen.

„Gott möge es Dir erhalten!“ sprach die Alte mit einem fast andächtigen Ausdruck und trat an die Wiege heran, um sie in Ordnung zu bringen.

„Und doch habe ich noch einen Wunsch“, begann die junge Mutter nach einer Weile wieder. „Aber Du wirst wieder böse, wenn ich's sage, Marka! —“

„Ja, ja, ich weiß, Du hättest gewünscht, daß der kleine Junge da anstatt Franz Stefan geheißen hätte.“

„Ja“, versetzte Tereska leise.

„Franz war aber Deinem Manne lieb und werth“, sprach die alte Frau nach einer Pause, und ihr verwittertes, runzeliges Gesicht nahm einen tiefernsten Ausdruck an. „Zwei Brüder konnten sich nicht mehr sein, als es die Beiden waren, und siehst Du, Herzchen, ich war auch früher eifersüchtig auf ihn, immer, immer, noch als sie Kinder waren! . . . Und jetzt — jetzt möcht' ich gern meine paar Jahre hergeben, wenn ich ihn herschaffen könnte. Das ist ein sehr, sehr wunder Punct in Stefan's Herzen, und weil er ihn nicht vergessen kann, hat er seinem Sohne den Namen seines liebsten Freundes gegeben.“

„Glaubst Du auch an seinen Tod?“ fragte Tereska nach einer Weile.

„Wer kann da Bestimmtes wissen? Seit zwei Jahren ist er verschollen, ich denke mir aber, der Stefan weiß mehr als jeder Andere. Doch Du bist nicht nur ein liebes, sondern auch ein verständiges Weib und fragst nicht nach Dingen, die Dich Dein Mann nicht wissen lassen will oder auch kann. Doch lege jetzt den Kleinen nieder, Tereska! Es ist wirklich Zeit.“

Die junge Frau erhob sich, und wie sie jetzt dastand, das Kind im Arme, bot sie einen anmuthigen, herzerfreuenden Anblick. Sie war gewachsen in diesen zwei Jahren, und ein dunkles Wollkleid umschloß die schlanke und doch ebenmäßige Figur. Das runde, braune, blühende Gesicht hatte einen etwas ernst frauenhaften und zugleich kindlichen Ausdruck, der es unendlich anziehend machte. Das schwarze Haar fiel noch immer in krausen, widerspänstigen Löckchen auf die Stirn, war jetzt aber im Nacken ehrbar in einem Knoten aufgenommen. Auf Wunsch Stefan's trug sie immer im Hause ein zierliches Häubchen, das ihr auch vorzüglich stand.

„Du siehst sonst aus, wie ein Backfisch, der aus der Schule gekommen ist, und Keiner ahnt und respectirt die Frau Pastorin in Dir“, hatte er in der ersten Zeit gesagt, und sie war glücklich gewesen, daß er einen Wunsch gehabt, der ihre Person betraf.

Tereska hatte das Kind in die Wiege gelegt. Plötzlich stieß sie einen leisen Ruf aus; es war aber ein Freudenschrei, und Marka, die sich auf diese Töne zu verstehen schien, wandte sich überrascht, aber nicht erschrocken um und sagte wie in Erwartung, etwas Angenehmes zu hören: „Nun, Herzchen, was giebt es?“

„Der erste Zahn! O, Marka, komm her und fühle, der erste Zahn!“ rief Tereska jubelnd. „Er hat meinen Finger genommen und hat ordentlich hineingebissen. Da sieh her!“

Und wie das erste Mal stand jetzt Marka wieder vor der Wiege, um sich von der glücklichen Entdeckung zu überzeugen. Wirklich, da ist der erste durch und der zweite kommt bald nach“, sagte sie, dem Kleinen mit dem Finger durch den Mund fahrend. „Da hat er Euch zu dem morgigen Hochzeitstage ein schönes Geschenk gemacht. Ja, ja, der wird mit sein Vater! Er weiß es schon jetzt, wann der richtige Zeitpunct ist, um einem eine rechte Freude zu machen; ich sage Dir, Herzchen, das liegt im Blute.“

„Stefan muß es wissen“, erwiderte die junge Frau, nahm ein Tuch, das auf einem Stuhle lag, und wollte zur Thür eilen.

Die Alte hielt sie zurück.

„Was fällt Dir ein, Tereska! Der Stefan ist ja in der städtischen Versammlung, wo sie über ein neues Schulgebäude berathen. Da willst Du ihn doch nicht holen?“

„Aber Marka, bedenke doch!“

„Ja, ja, ich bedenke“, versetzte die alte Frau lachend. „Weißt Du, was die Leute sagen werden? Die will eine Frau, die will Mutter, die will sogar unsere Frau Pastorin sein und ist noch so kindisch, daß sie den Mann nach Hause rufen läßt, weil das Kind den ersten Zahn bekommen hat!“ — Beschämt, verwirrt kehrte die junge Frau ins Zimmer zurück. „Warum soll ich dies glückliche Gefühl früher als er haben?“ fragte sie leise und sich gleichsam entschuldigend.

„Er wird ja bald kommen, Kindchen!“ tröstete Marka und fuhr ihr zärtlich über das dunkle Haar. So einfach sie in ihrer Denkungsweise war, die Zartheit dieser Empfindung verstand sie doch. Dann rieth sie ihr, den Tisch zum Abendbrod zu decken, das würde sie zerstreuen und die Zeit kürzen. Der Kleine würde von selber einschlafen, und den Stefan freue es so sehr, wenn er beim Eintritt den behaglich gedeckten Tisch und den summenden Theekessel gewahre.

Bald prangte die schneeweiße Decke mit dem Geschirr und allem Nöthigen auf dem Tische; Tereska hatte gerade die letzte Hand angelegt, da ließen sich draußen Schritte hören.

Wie ein Märchen, wo nur gute Geister walten, überkam es Stefan Kis, als er aus der eisigkalten Luft draußen über die Schwelle seines Zimmers trat. Wie warm und wohnlich war der Raum, wie traut und freundlich jeder Gegenstand! Und dort am Tische sein junges Weib und in der Wiege sein Erstgeborener . . .

Stefan hatte sich in gar nichts geändert; es war noch immer das milde, freundliche, gütige Antlitz mit den Augen, die einem klaren Bergsee glichen.

Tereska war ihm entgegengeeilt und half ihm jetzt den schweren Pelzrock ablegen.

„Deine Finger sind ja erfroren“, sagte sie dabei wie entschuldigend, denn sie wußte ja, daß er so etwas nicht gern sah. Und Marka stand von Ferne und sah nicht nur neidlos zu, sondern schmunzelte sogar in sich hinein; sie hatte sich schon längst mit Tereska in die Herrschaft getheilt.

Nun wurde auch der junge Vater mit der großen Freudenbotschaft überrascht. Freudig erregt folgte er Tereska zur Wiege, und jetzt standen sie Beide davor und sahen mit strahlenden Blicken auf den kleinen, süßen Jungen, der, die blauen Augen in sanftem Schlummer geschlossen, mit rosigem Antlitz dalag, die runden Händchen zu Fäusten geballt, und durch dessen halbgeöffneten Mund wie ein einzelner verlorener Posten das winzige, weiße Zähnchen hindurchschimmerte.

Sie sahen auf das schlummernde Kind, dann sich mit einem glücklichen Ausdruck in die Augen, und doch schien noch eine stumme, schüchternere Frage in den Blicken des jungen Weibes zu liegen, die sich nicht auf die Lippen wagte.

Er verstand sie aber auch ohne Worte; denn er zog sie an sich.

„Stefan“, sagte sie leise und bang fester ihr Haupt an seiner Brust, „morgen ist unser zweijähriger Hochzeitstag. Bist jetzt das Glück auch für Dich da? . . . . Das Glück, von dem Du in jener furchtbaren Stunde zu mir sprachst . . . . Das Glück, das vielleicht einst ganz und voll einziehen werde . . . ist es auch für Dich da, Stefan?“

„Ja“, sprach er aus vollem Herzen und drückte sie innig an sich. „Wer so reichlich Liebe sät, wie Du es gethan hast, so geduldig, so unermüdlich, für den muß auch die Saat aufgehen. Ich glaube, Tereska, Du hättest es schon längst herausfühlen müssen, wie glücklich ich bin.“

„Und ist es nicht nur Mitleid, Stefan . . . . nicht nur, weil ich die Mutter Deines Kindes bin? — Liebst Du mich auch ein wenig um — um meinetwillen? . . . .“ Sie hatte es zögernd, zaghaft gefragt, doch als würde sie sich plötzlich der Worte bewußt, übergoß eine schamhafte Röthe ihr ganzes Gesicht. Hingerissen von ihrer Lieblichkeit, umschloß er sie innig und sagte mit tiefer Zärtlichkeit: „Brauchst Du noch eine Antwort, Tereska? Was gewesen, ist ein Traum für mich . . . Du, Du bist jetzt meine beglückende Wirklichkeit! Und möge eine allgütige Vorsehung mir dieses Glück erhalten!“

Arm in Arm traten sie an den Tisch heran, und während Tereska den Thee bereitete und Stefan Platz nahm, sagte er:

„Auf Lory brauchen wir heute nicht zu warten. Ich habe bei ihr vorgesprochen, um sie gleich mitzubringen, sie will aber Briefe schreiben; sie hat beschlossen, die Stelle in P. anzunehmen und schickt noch heute ihre Papiere ein.“

„Und Du bist auch dafür, Stefan, daß sie uns verläßt und unter fremde Menschen geht?“ fragte Tereska traurig. „Und ich dachte, sie sei schon davon abgekommen.“

„Dieses Herausreißen ist für Lory eine Nothwendigkeit, liebes Kind“, versetzte Stefan besänftigend. „Seit dem Tode der Mutter ist sie zu vereinsamt; ihr halber Lebensinhalt ist ihr verloren gegangen. In der großen Stadt wird sie geistige Anregung finden, ihr großer, werkthätiger Sinn wird auf andere Weise Gelegenheit finden, sich zu äußern; Du weißt ja, daß sie nur leben kann, wenn sie sich für Andere plagt und müht.“

„Ja“, versetzte die junge Frau, und Thränen traten ihr in die Augen, „sie war von jeher nur für uns da, an sich

SLUB
Wir führen Wissen.